

MEINE ZEIT IM RAD-LAGER ROTHENBURG OB DER TAUBER

Bericht der ehemaligen Arbeitsmaid Elisabeth Schaible
über ihre Zeit beim Reichsarbeitsdienst 1944

Auf den 03.04.1944 war ich nach Rothenburg o. T. zum Reichsarbeitsdienst befohlen worden und fuhr sehr widerwillig von Stuttgart aus dorthin. Um die Wut über die Einberufung zu lindern, hatte ich die Gesellschaft einer Kameradin aus dem Olgastift, Ruth Baresel, die eine Klasse über mir gewesen war, die auch dorthin fuhr und wir hatten über unseren Kummer so viel zu lachen, wie ich in meinem ganzen Leben bis dahin nicht gelacht hatte. Als wir in Rothenburg am Bahnhof mit unseren Koffern ausstiegen, war noch ein Mädchen im Zug gewesen, ebenfalls aus Stuttgart, die Lotte Raff, und so wanderten wir zu Dritt die 20 Minuten zum Lager hinunter. An der Stelle, wo der Feldweg zum Lager von der Hauptstraße abzweigt, war damals ein Brunnen, an dem ein Schild befestigt war „(k)ein Trinkwasser“, wobei das „k“ im Lauf der Zeit so oft gerieben worden war, dass es nicht mehr erkennbar war. Wir tranken aber trotzdem nicht daraus. Unter Gelächter erfrischten wir uns noch, um dann die letzten hundert Meter zum Lager zurückzulegen.

Bei der Ankunft an dem riesigen Garten, der zu dem Haus gehörte, wurden wir mit fröhlichem Geschrei empfangen. Anfangs waren wir noch sehr zurückhaltend, bis wir uns daran gewöhnt hatten, wo wir schlafen würden und wo sich die Toiletten und ganzen Einrichtungen im Haus befanden. Das Haus war ein ehemaliges Siech-Haus, in dem jetzt aber nicht mehr gesiecht, sondern gearbeitet, gelacht und vor allem gesungen wurde. Am ersten Abend, einem Samstag, hatten wir ein Konzert von der Geigerin Alice Schönfeld, denn wir waren ein „Kulturlager“.

Das Lager

Man betrat das Haus unter einem kleinen Vordach und fand links den großen Speisesaal mit einem hufeisenförmigen Tisch für etwa 50 Personen. Oben in der Mitte saßen die Führerinnen, rechts und links von der Hauptführerin die Wirtschaftsführerin und die Sekretärin. Dahinter befand sich eine lange Anrichte, wo unser Geschirr aufbewahrt war, darüber ein Bild von van Gogh – die Sonnenblumen. An der rechten Seite der Eingangstür standen ein Klavier und ein großer Kachelofen mit einer Bank, der im Winter sicher sehr nützlich war. Dahinter führte eine Tür auf einen Gang, an dem sich ein Führerinnen-Zimmer befand, dann ein Bad, eine Führerinnen-Toilette und die geräumige Küche mit einem großen Herd in der Mitte, um den man herumgehen konnte. An den Wänden gab es mehrere Arbeits- und Spültische.

Das Haus hatte drei Schlafsäle, im ersten Stock rechts war der Schlafsaal K 1 (Kameradschaft 1), daneben zwei Toiletten für das ganze Haus und gegenüber das Zimmer der Hauptführerin. Links hinten befand sich ein kleiner Wohnraum, eine Art

Tagesraum mit Radio, wo wir die Nachrichten hören und uns auch sonst aufhalten konnten, wenn wir frei hatten. Danach gab es noch ein weiteres Führerinnen-Zimmer sowie eine Treppe hinauf in die zwei oberen Stockwerke mit zwei Schlafsälen. Wir waren insgesamt 50 Maiden mit drei Führerinnen. Im unteren Schlafsaal waren es etwa 14 Mädchen, die Betten waren zweistöckig und standen in drei Reihen. Über mir schlief Isolde Bindel aus Stuttgart und wir sind bis heute in Freundschaft verbunden. An den Wänden standen unsere schmalen grünen Spinde, die jedoch für das, was wir an Wäsche ausgeteilt bekamen, ausreichten. Unsere privaten Sachen wurden in unseren Koffern verstaut und unter dem Dach gelagert. Wir hatten zwei kornblumenblaue, halbleinene Kleider mit einer Tasche und einem Gürtel, der am Rücken gebunden wurde sowie ein rotes Kopftuch. Für sonntags bekamen wir eine weiße Zierschürze (die wir selbst besticken konnten), eine weiße und zwei farbige Blusen. Sodann die erdfarbene Kleidung, ein Kostüm mit engem Rock der kaum über das Knie ging, eine schöne Kostümjacke mit braunem Kragen, dazu einen braunen Hut für den Ausgang. Meistens trugen wir aber unsere blaue Arbeitskleidung, die jede Woche gewaschen wurde.

Beim Essen standen wir zuerst hinter den Stühlen und warteten bis alle anwesend waren. Dann sagte die Führerin einen Spruch, wir hielten uns alle an den Händen und dann hieß es: Fröhlich sei das Abendessen (oder Frühstück). Jede Woche hatte eine Kameradschaft Tischdienst, wobei zwei der Mädchen morgens um 4.30 Uhr aufstehen mussten, um die Tische zu decken, in einem riesigen Kessel den Kaffee – Malzkaffee - zu kochen, die Brote aufzuschneiden und die Marmelade zu verteilen. Jede bekam ein Stück Butter, der Marmelade und Kaffee so viel man wollte. Wir hatten Rosental-Porzellan, weiß mit einem roten Streifen. Es sah sehr hübsch aus, war aber dickes Porzellan, während die Führerinnen für den Sonntag und für die freien Stunden ein dünneres Geschirr benutzten. Der Tischdienst hatte auch die Aufgabe, überall den Kaffee aus den großen Aluminium-Kannen einzuschenken.

Geweckt wurden wir 10 Minuten vor 6 Uhr, mussten uns schnell anziehen, je nach Wetter mit Trainingsanzug oder Turnzeug und unten antreten für den 10 minütigen Frühsport. Der bestand entweder aus einem Lauf um die Anlage bzw. im Taubertal oder aus Freiübungen. Anschließend ging es zum Waschen, das wir nackt und mit Ganzkörperwaschung tun mussten. Danach Bettenmachen, eckig und zackig, sauber und ordentlich – ein Bett in Wellenform wurde von der Führerin herausgerissen und musste nochmals gebaut werden.

Nach dem Frühsport teilte sich die gesamte Gruppe, da es nur 10 Waschbecken und drei Duschen gab. Die Einen wuschen sich, während die Anderen schon ihre Betten machten. Anschließend zog man die Arbeitskleidung an und versammelte sich vor dem Haus bis die Führerin kam. Dann standen alle um die Fahne und während wir grüßten wurde sie gehisst. Die Führerin sagte einen schönen Spruch, während wir alle uns an den Händen hielten und ein Lied sangen. Erst dann kam das Frühstück. Ebenso feierlich war auch abends das Einholen der Fahne.

Die Einteilung der Arbeit war so, dass es Hausdienst, Gartendienst und Außendienst gab. Die ersten vier Wochen musste man im Hause bleiben bis zur Vereidigung. Bei

dieser bekamen wir die Anstecknadel, die am Ausschnitt getragen wurde (eine runde Metallscheibe, in der Mitte das Hakenkreuz zwischen zwei Ähren). Ohne diese Nadel durften wir das Lager nicht verlassen. Erst dann durfte man in die Stadt gehen oder wurde zum Einkaufen geschickt. Auch die Wäsche musste in die Stadt gebracht werden, sie wurde in der Wäscherei Wertmüller gewaschen. Bettwäsche, Blusen und Kleider wuschen wir selber. Das war meine erste Arbeit: eine Woche in der Waschküche bei dampfenden Kesseln und ohne elektrische Hilfe. Dann mussten wir im Freien die Wäsche aufhängen, wobei ich das Pech hatte, dass die Leine riss. Die weißen Blusen fielen zur Erde und mussten nochmals gewaschen werden. Im Bügelzimmer mussten wir die trockene Wäsche bügeln, es gab, glaube ich, auch eine Mangel – aber nicht warm. Die fertige Wäsche kam auf die Bühne in ein Regal mit den Nummern der Mädchen. Die Wäsche wurde gekennzeichnet – ich hatte die Nr. 40 - . Außer den blaukarierten Decken und Kissen hatte jede vier Woldecken, von denen eine in den Kopfkissenbezug kam, eine in den Bettbezug und eine auf das Fußende. Neben jedem Bett standen zwei Hocker, zum Besteigen des oberen Bettes und als Kleiderablage.

Es bestand Verdunkelungspflicht, d.h. wir durften abends in den Schlafsälen kein Licht machen, da unsere Fenster nicht abgedunkelt waren. Wenn alle Mädchen im Bett lagen, kam die Führerin herein und wünschte jeder eine gute Nacht. "Schlafen Sie schön!"

Unsere Betten hatten einen Strohsack, der jeden Morgen aufgeschüttelt werden musste. Das Stroh war schön weich und gelb und wir schliefen gut darauf.

Nach erfolgter Vereidigung durften wir in die Stadt und wir fanden es schön, sonntags in Rothenburg spazieren zu gehen. Bei Stadtgängen während der Woche hatten wir Stiefel mit Eisenbeschlägen an Absatz und Spitze an, die heftig klapperten. Wir mussten öfters in die Stadt mit Handwagen, beispielsweise an Samstagen zum Brötchenholen für 50 Personen, auch um die Wäsche hinzubringen und abzuholen.

Zum Außendienst mussten die Maiden in die benachbarten Dörfer, z. B. nach Gebstattel, andere in die Stadt selbst. Für weitere Wege standen einige alte Fahrräder zur Verfügung.

Mein erster Außendienst war in der Wäscherei Wertmüller drei Tage in der Woche. Ich fühlte mich dort nicht so glücklich, da die anderen abends braungebrannt von den Feldern kamen, während ich weißgesichtig blieb, denn ich saß meist hinter der Wäscherei in einem Raum mit Glasdach, wo ich Strümpfe zu flicken hatte. (Das konnte ich! Daher hat offensichtlich die ganze Verwandtschaft ihre Strümpfe bei mir flicken lassen). Die Hausfrau war sehr nett und das Essen war sehr gut, aber ich wäre gerne mit den anderen aufs Feld gegangen. Nach einigen Tagen wurde ich auch noch für ein anderes Haus eingeteilt, nämlich bei Frau Deeg. Sie hatte ein ganz kleines Haus – das Wohnhaus – und ein zweites Gebäude - die Scheuer. Sie lagen direkt am Burgtor. Der Herr Deeg hatte ein Pferdefuhrwerk, mit dem er den Lastenverkehr in der Stadt ausführte, Sendungen von der Post oder der Bahn

mussten ausgefahren werden. Frau Deeg war eine große, magere, liebe Frau mit großen Füßen, die mich sehr gern hatte. Manchmal habe ich vor ihrer Rückkehr vom Acker schon gekocht, z. B. habe ich Spätzle gemacht oder auch Dampfnudeln, über die sie sich sehr gefreut hat. Gelegentlich ging ich mit ihr auf die Felder nördlich der Stadt. Das Wohnhaus war sehr klein mit einer winzigen Küche hinter der Wohnstube. Diese war so schmal, dass nur ein Tisch an der Wand und je ein Stuhl rechts und links hineinpassten. Und ich musste auch die Betten machen in dem ganz kleinen Schlafzimmer, in das nur die zwei Betten und ein Nachtkästchen passten. Frau Deeg sagte manchmal zu mir: „Ach Elisabeth, seit Sie die Betten machen, schlafe ich so gut“.

Nach drei Wochen kam ich zu Baiers im Nachbarort Gebstattel. Der Mann hatte kurz zuvor die Frau verloren. Es gab zwei Kinder, eine Tochter etwa in meinem Alter und einen etwa 12- oder 14-jährigen Sohn, Alois – Alin gerufen. Obwohl das Haus recht hübsch war, hatte es den großen Nachteil, dass es darin kein fließendes Wasser gab. Deshalb musste ich jeden Tag mit zwei Zinkeimern das Wasser vom drei Minuten entfernten Brunnen holen. Über die Eimer wurde dann ein Tuch gelegt, da das Wasser als Trinkwasser verwendet wurde. Das Nutzwasser für das Vieh gab es gegenüber, wo die Tiere am Brunnentrog oder auch am Boden trinken konnten. Die Tochter und ich arbeiteten zusammen im Garten, umgraben, jäten und pflanzen, außerdem auf dem Acker Disteln herausreißen. Zu einer bestimmten Zeit nachmittags mussten wir Maiden dann wieder im Lager sein.

Der Alltag

Nach dem Frühstück trafen wir uns täglich für eine halbe Stunde zum Singen, wo unsere Führerin, Fräulein Groß, viele schöne Lieder einübte, meistens mehrstimmig. Diese Lieder waren für uns unvergesslich, wenn wir später zusammenkamen, haben wir sie immer gesungen. Das Leib- und Magenlied im Lager war „O Du schöner Rosengarten...“. (Ich habe aus diesen geliebten Liedern ein illustriertes Liederbuch gemacht – mit anderen Liedern zusammen 100 Lieder).

Die zum Außendienst eingeteilten Mädchen traten dann in Reih und Glied zum Abmarsch an und jede ging zu ihrer Arbeitsstelle. Dort erhielten wir auch das Mittagessen. Um 16 Uhr kehrten wir ins Lager zurück und mussten wir wieder antreten zur Austeilung der Post. Dabei gab es viel Freude und oft auch Schmerz. Einmal freute ich mich sehr über den Brief von meiner Mutter, die mir aber auch am Ende mitteilte, dass mein Lieblingsvetter mit dem Flugzeug abgestürzt war.

Nach einer Freizeitpause trafen wir uns im Speisesaal zum Abendessen. Auch danach wurde nochmals gemeinsam gesungen mit anschließender Freizeit bis zum Schlafengehen. Gelegentlich gab es nachts Fliegeralarm. Dann liefen wir in den tiefen Keller hinunter, wo wir recht froren. Wenn auch bei uns nichts passierte, sah man doch manchmal am Himmel den Feuerschein über der brennenden Stadt Stuttgart, was sehr bitter war, da man ja immer lange nichts über seine Familie erfahren konnte.

Zur guten Sitte im Lager gehörte auch, dass man einen Streich verübte. Wir beschlossen also in einer kleinen Clique von fünf Maiden, die Führerin zu entführen. Dies taten wir, indem wir nachts ins Führerinnenzimmer einbrachen, die Hauptführerin, Erni Groß, in ein großes Bettlaken wickelten und sie mit verbundenen Augen die Treppe hinuntertrugen. Dabei redeten wir ständig von Wasser, dabei waren Streiche mit Wasser streng verboten. Die Erni wurde dann im Bad in die zuvor mit Sonnen und Monden geschmückte Badewanne gelegt. Diese war aber ohne Wasser, sondern mit weichem Bettzeug gepolstert. Dazu sangen wir „Der Mond ist aufgegangen“.

Eines Tages lag auf unseren Kissen plötzlich eine blutige Hand! Huch, wie gruselig!! Als Revanche wurden wir fünf dann eines Nachts aus den Betten geholt, die Köpfe verhüllt, gefesselt und im Nachthemd ins Freie verbracht. Dort wurde über uns Gericht gehalten: „Heb hoch das Bein, dass es nicht bricht, die Feme schreitet zum Gericht!“ Und wenn wir muckten, hieß es „Schweig still Du Wicht, wenn die Feme urteilt, spricht man nicht.“ Es gab diverse Strafen, die aber erträglich waren.

Wir feierten auch manchmal Feste. Als wir ins Lager eintraten, war es kurz vor Palmsonntag. Zu unserer großen Überraschung hatte man am nächsten Morgen den ganzen Tisch mit Palmkätzchen geschmückt. Sonntagmorgens war der Tisch immer geschmückt. Jede Woche hatte der nächste Tischdienst für neue Tischkärtchen zu sorgen, die oft durchaus auch künstlerisch wertvoll waren.

In der nun warmen Jahreszeit hatten wir, wenn wir vom Außendienst zurückkamen, oft Durst. Wir gingen also in die Speisekammer unten, hinter der Garderobe, wo eine große offene Blechbüchse mit Zucker stand, nahmen eine Tasse aus dem Regal, zogen sie durch die Zuckerbüchse und füllten die Tasse mit saurer Milch auf – das war dann „zaure“ Milch. Außerdem gab es eine Milchkanne, jedoch wurde die Milch meistens sauer. ,

Das Lager bekam täglich 20 l Milch. Die große Kanne stand unten an der Straße, bis das Milchfuhrwerk vorbeikam. Irgendwann holten wir sie dann zu zweit herauf, aber manchmal hatte die Milch schon einen Sonnenstich bekommen.

Im Übrigen bekamen wir jeden Tag Fleisch, das in der Küche schon vorgeschnitten wurde. Kartoffel und Gemüse gab es unbeschränkt. Sonntags kam noch Pudding dazu. Wir waren alle wohlgenährt. Abends gab es Tee zum Abendessen, mehrere Scheiben Wurst, manchmal auch Käse und immer ein Stückchen Butter.

Mein zweiter Außendienst war in der Lukaströdermühle. Dieser Mühle gehörte der Herzacker, den man vom Burgarten aus sehen kann. Dorthin wurde ich eingeteilt und ich durfte jeden Morgen den wunderschönen Taubertalweg entlang gehen. Um die Zeit geistig zu nutzen, hatte ich das Reclamheft von Goethes Iphigenie in der Hand und lernte in dieser Zeit die ersten drei Akte auswendig. In der Mühle hatte ich leichte Arbeit. Die alte Frau Reinwald hatte zwei Söhne, einer an der Front, der andere gerade in Urlaub und betrieb die Mühle. Es gab zwei Knechte, einen deutschen und einen polnischen, und auch zwei Mägde, eine deutsche und eine polnische. Ihre Aufgabe war das Hereinholen des Heus usw. (Bei der Kornernte war

ich nicht mehr dort). Ich musste u.a. Bohnen im Garten pflücken (neben dem klappernden Mühlrad) oder die Wäsche aufhängen. Die schmutzigen Wäschestücke wurden auf einem langen Tisch im Freien ausgebürstet und dann in den Kessel gebracht. Ich glaube, es gab auch eine Schleuder. Gemeinsam wurden die Wäschestücke zum Trocknen aufgehängt.

Meine Hauptarbeit war, oben in der Stadt einzukaufen. Dazu musste ich mit dem alten Handwägle das Brot hinauffahren, das als aufgehender Teig in Körbchen lag. Ich musste aufpassen, dass der Brotteig auf der steilen Strecke nicht aus dem Wagen herausfiel. Nachmittags habe ich dann das gebackene Brot abgeholt (das Rothenburger Brot war sehr dunkel und hier in sehr großen flachen Laiben ausgeformt) und ich musste mit meiner Fuhre wieder die sehr steile Kobolzeller Steige mit ihrem Katzenkopfpflaster hinunter. Plötzlich hat mein altes Leiterwägelchen das linke Hinterrad verloren und kippte auf die Seite. Als die Brotlaibe das abwärts enteilende Rad sahen, sprangen sie flugs aus dem hinkenden Karren und rollten dem Rad hinterher. Und der Arbeitsmaid Elisabeth blieb nichts anderes übrig, als sich dem Wettlauf anzuschließen und zu gewinnen. Es gelang ihr, die aufmüpfig gewordene Fracht noch in die Ecke neben dem unteren Torbogen zu bugsieren – einen Meter weiter und die Verfolgungsjagd hätte erst ganz unten an der Tauber ein Ende gefunden. Denn auf der glatten Landstraße hatten die rollenden Flüchtlinge ihren Lauf noch beschleunigen können. Ich musste alles wieder einsammeln und habe schließlich doch wohlbehalten ins Ziel gebracht.

Ich hatte das große Glück, sieben Wochen in dieser Mühle arbeiten zu dürfen. Nach dieser Zeit wurde ich leider nicht mehr zum Außendienst eingeteilt, denn ich wurde mit vier anderen Maiden zur Luftwaffe abkommandiert. Der Abschied fiel uns allen sehr schwer. Wir waren sehr traurig und sangen noch einmal gemeinsam O Du schöner Rosengarten.

Unsere Zeit in Rothenburg war nach Meinung aller Mädchen einmalig, wunderschön und unvergesslich. Es war, auch aus späterer Sicht, unsere schönste Zeit.

Als Arbeitsmaid bei der Luftwaffe

Mit mir mussten sich Lotte Raff, Isolde Binder, Erika Greim und Hildegund Ebert aufmachen nach Neustadt/Aisch. Von Bahnhof ging es erst durch die Stadt und dann hinauf auf die Höhe, über die Hochebene und dann wieder hinunter, wo in einer Mulde die Luftwaffenstellung Erpel lag, in der wir unseren Dienst abzuleisten hatten. Wir trugen zwar unsere Arbeitsdienst-Kleidung, gehörten aber als Arbeitsmädchen zur Luftwaffe. Nach fünf Monaten in Rothenburg war ich dann ganze acht Monate lang, also bis zum Kriegsende, bei der Luftwaffe. Wir arbeiteten an großen „Milchglaskarten“, auf denen ganz Deutschland in nummerierte Planquadrate eingeteilt war. Hier hatten wir die Einflüge der feindlichen Flugzeuge und die eigenen Flugbewegungen einzuzeichnen, natürlich auf der Rückseite und in Spiegelschrift. Dort arbeiteten wir an großen Milchglas-Wandkarten von ganz Deutschland die nummerierte Planquadrate unterteilt waren.

Meine Kameradinnen Lotte, Isolde, Erika und Hildegund wurden im Frühjahr entlassen. Nach sieben Monaten „Erpel“ mussten wir die Stellung in Neustadt/Aisch räumen und kamen in die Stellung „Hähnchen“ in der Nähe von Regensburg. Nach weiteren drei Wochen wurde ich nach „Aal“ bei Altomünster versetzt. Ich erinnere mich noch genau an den 13. Februar 1945, wo ich auf meiner Karte die Geschwader verfolgte, die von der Burgundischen Pforte kamen, in Richtung Stuttgart, aber daran vorbei flogen – nach Nürnberg? Auch dort flogen sie vorbei bis ich feststellte, dass sie es wohl auf Dresden abgesehen hatten. Plötzlich hörte nichts mehr aus dem Kopfhörer oder Lautsprecher, es war totenstill. Das war die Nacht, in der Dresden zerstört wurde. Aber wohlgemerkt: nicht der Bahnhof, nicht die Industrieanlagen, nicht die Kasernen, sondern nur die historische Altstadt.

Im Luftwaffenlager mussten wir abwechselnd 24 Stunden RAD-Dienst (also, Tischdecken und Küchenarbeit) machen und dann 24 Stunden Luftwaffe. Alle vier Stunden musste eine kleine Gruppe von Maiden hinaus an die Geräte und wurde wieder abgelöst, bei Alarm aber alle, die Luftwaffendienst hatten. Die Arbeit war aufregend aber erträglich. Kurz vor Ende bekamen wir noch ein Jagdschlossgerät (Radar-Rundumgerät), auf das wir sehr stolz waren.

Eines Tages, im Frühling, hörte man den näherkommenden Geschützdonner und schließlich auch das Rollen der amerikanischen Panzer, die wir aber nicht sahen. Mit unserer nötigsten Habe flohen Herti und ich, unsere Koffer wurden auf Pferdewagen geworfen, und mit einer Umhängetasche, in der ein Kommissbrot und ein Stück Margarine waren, zogen wir los. Zunächst flohen wir in den nächsten Wald, dann ins nächste Dorf (Langenpettenbach) wo wir in einem tiefen Keller Schutz fanden.

Geschrieben: Donauwörth, 27.10.2013 D.B.